

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 8 (1956)
Heft: 17

Artikel: Es geht weiter abwärts
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-964250>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Krise eines Schauspielers

ZS. Gary Cooper gehört seit vielen Jahren zu der kleinen, höchstbezahlten Spitzengruppe jener Filmschauspieler, bei deren Filme das Publikum in die Kinos zu strömen pfllegt. Bis Kriegsende hatte er in



Gary Cooper besuchte letztthin Picasso in seinem Atelier, wobei sich beide scherzhaft hinter kunstvoll gemalten Brillen verbargen.

mehr als 60 Filmen die Hauptrolle gespielt. Er besaß eine glückliche Familie, viele Freunde und jedermann war der Ansicht, er könne mit seinem Leben zufrieden sein.

Statt dessen drohte er mit sich zu zerfallen. Er hatte alle erdenklichen Rollen innegehabt, vom Cow-Boy zu Marco Polo, von einem Kriegshelden wie dem Sergeanten York zu einem dubiosen Flußboot-Kartenspieler oder einem tapfern Scheriff. Aber was war er denn wirklich, er, Gary Cooper selber? Besaß er überhaupt eine eigene Persönlichkeit? Oder war er nicht vielmehr ein schillernder Hanswurst, der andere, echte Persönlichkeiten nachäffte? Die Frage wurde für ihn dringend, als man ihn ersuchte, den «Sergeanten York» zu spielen. Hier war keine Phantasiedarstellung mehr möglich, denn York lebte noch, und seine Taten waren echt. Gary fühlte sich hilflos und lehnte die Rolle ab, trotzdem York selbst ihn dafür vorgesehen hatte. Erst nach langen Mühen ließ er sich umstimmen und besuchte den Darzustellenden in seinem Hause. York stellte sich als Dienstverweigerer heraus, der aus religiösen Gewissensgründen zuerst den Heeresdienst abgelehnt hatte, der weder trank noch rauchte und in manchen Konflikten wegen seiner strengen Ueberzeugungen geraten war. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges hatte er lange mit sich gekämpft, war dann aber zum Schluß gekommen, daß der Friede nicht durch bloße Kapitulation vor einem Angreifer gerettet werden könne, hatte für Kraft gebetet und wurde schließlich der berühmteste Soldat der amerikanischen Armee. Die zahllosen Gaben und Geschenke, die er bei der Heimkehr erhielt, verwendete er für eine Stiftung zur Schulung armer Bergkinder.

Gary war bestürzt über diesen Sachverhalt. Hier war einer, der etwas Reales geleistet hatte. Er aber hatte so manche gute und große Tat nur gespielt, den Leuten nur vorgemacht. Sein Ruhm und Erfolg waren lächerlich gegenüber dem echten Leben eines York. Voller Wut spielte er die Rolle, legte alles hinein, was er zu geben hatte, aber was bedeutete das schon gegenüber der Wirklichkeit? Scheintaten, ein Scheinleben, über das auch der große Erfolg des Filmes samt den Auszeichnungen, die er dafür erhielt, nicht hinwegzutäuschen vermochte.

Er wußte sich kaum mehr zu helfen. Die Sache wurde nicht besser, als er die Rolle von Lou Gehrig erhielt («Pride of the Yankees»), jenes berühmten Baseball-Spielers, der wegen einer unheilbaren, tödlichen Krankheit sich bei vollem Bewußtsein unter ungeheurer Anteilnahme der Oeffentlichkeit vom Spiel zurückziehen mußte, um zu sterben. Auch hier einer, der wirklich real gelebt hatte und heroisch gestorben

war. Und er? Während des Krieges suchte er die Soldaten aufzuheitern, reiste von Lager zu Lager, gab sein Aeußerstes, machte sogar den Clown, war aber nur die Karikatur eines solchen; es gelang ihm kaum, den Soldaten ein Lächeln abzunötigen, während Crosby und viele andere dies spielend fertig brachten. Davon erholte er sich nicht mehr richtig. Er wurde einsilbig, trotz neuer Erfolge in «Fountainhead» und «The Unconquered» und einigen kleineren Filmen, reizbar, unzugänglich. Noch einmal bekam er eine Rolle, von der er überzeugt war, der Welt Wesentliches sagen zu können, als Scheriff in «High noon». Als ein Sohn des Westens und Sohn eines Richters wußte er, was ein Scheriff in diesen Gebieten für eine schwere Aufgabe besitzt. Die Sorge für die Durchsetzung von Recht und Gesetz ist dort noch heute Aufgabe von jedermann; ein Scheriff, der das Volk nicht hinter sich hatte, war ein bedauernder Mann. Einen solchen zu porträtieren schien ihm eine verlockende Aufgabe, die er denn auch mit allem, was er hatte, und mit größtem Erfolge ausführte.

Doch das hinderte ihn nicht, mit sich und der ganzen Welt immer unzufriedener zu sein. Er wollte allein sein, trennte sich sogar von seiner Frau, lehnte alle weiteren Filmangebote ab und fuhr nach Europa, um allein das Problem zu überdenken. In Europa aber war er eine viel zu bekannte Persönlichkeit, um allein bleiben zu können. Die Reporter plagten ihn bis aufs Blut, er konnte niemanden sprechen, ohne daß nicht anderntags unsinnige Gerüchte in den Zeitungen standen. Sogar beim Baden schwammen sie ihm ins Meer hinaus nach oder folgten ihm mit Schiffen, belegten alle Tische um den seinen, sobald er ein Restaurant aufsuchte, bestachen das Hotelpersonal, um seine Telephone abhören zu können usw. Als er im Zorn verlauten ließ, er werde bis ins Innerste Afrika fahren, um endlich Ruhe zu erhalten, verlangte ein Dutzend Reporter bei ihren Redaktionen sofort die nötigen Kredite, um der «Cooper-Safari» folgen zu können. Auch sein Gesundheitszustand verschlechterte sich, die Aerzte erklärten unmißverständlich, er sei schwer erschöpft, was offenbar auf «High noon» zurückzuführen war, wo er sich nochmals gänzlich ausgegeben hatte. Schließlich kam er zur Ueberzeugung, daß seine Frau ihm am meisten fehle; er packte wieder seine Koffer und fuhr nach Amerika zurück. Zu Hause erklärte er, er habe nicht viel nachdenken können, aber trotzdem eine Menge gelernt. Z. B. daß genügende Erholung unbedingt zu schwerer Anstrengung gehört. Fischend und jagend bereist er seitdem in langen Arbeitspausen den amerikanischen Kontinent, und sein Problem, mit dem er nicht fertig werden konnte, hat sich abgeschwächt.

Es geht weiter abwärts

ZS. Das Fernsehen treibt in Amerika den Film immer mehr in die Enge. Das ist das nüchterne Ergebnis, welches sich aus einem Artikel der führenden Zeitung «Wall Street Journal» ergibt, die periodisch die Lage des amerikanischen Films zu prüfen pfllegt. In der abgelaufenen Saison hat die amerikanische Filmwirtschaft 40—45 Prozent weniger als in der gleichen Zeit des Vorjahres eingenommen. Die Besucherzahl ist trotz der starken Bevölkerungszunahme erneut um 15 Prozent gesunken. Die Hoffnung, es sei zwischen Film und Fernsehen ein gewisser Ausgleich eingetreten, hat getrogen. Ziemlich sicher dürfte sich seit Sommeranfang der Rückgang fortgesetzt haben.

Früher war auch für die amerikanischen Kinos der Sommer eine Zeit der Erholung; man konnte sich lange Ferien erlauben, während irgendein Angestellter daheim alte Filme vor einem durch die Hitze schläfrigen Publikum laufen ließ. Aber der Antennenwald auf dem Dach von 40 Millionen Heimen, den das Fernsehen hervorzauberte, hat eine merkwürdige Umkehrung der Saison erzeugt. Der Sommer ist jetzt die beste Erntezeit für die Kinos geworden. Nicht etwa nur deshalb, weil die Ferienleute ihren Fernsehapparat unterwegs nicht bei sich haben und deshalb zur Stillung ihres Unterhaltungsbedürfnisses Kinos aufsuchen würden. Sondern es ist der große und uneinholbare Verlust an Filmbesuchern im Winter, der die Zahl der Sommerbesucher heute wichtiger erscheinen läßt. Im Winter ist der Aether voll von Fernsehprogrammen, und besonders an den Weekends, welche sonst die Kinos füllten, werden die besten Sendungen gezeigt. Dazu kommt, daß deren Qualität merklich besser geworden ist. (Vgl. darüber unsern Bericht aus New York auf Seite 10.)

Das bedeutet für den Film, daß die Konkurrenz nicht mehr wie früher zwischen den neuesten Filmen im Kino und der Reprise eines alten im Fernsehen besteht. Der Benutzer hat zu wählen zwischen einem Film im Kino, der möglicherweise schlecht und unbefriedigend sein kann, und einer ganzen Reihe von Fernsehprogrammen in Handnähe bequem zu Hause, wo man solange hin und her drehen kann, bis ein zusagendes erscheint. Hier liegt heute die große Unterlegenheit des Kinos. Vor allem rächt sich jetzt die jahrzehntlang geübte, unnötig übertreibende Filmreklame, die jeden neuen Film in den Himmel erhob. Der Interessent glaubt heute davon kein Wort mehr und zieht es vor, auf sicher zu gehen, d. h. zu Hause am Fernsehapparat zu bleiben und aus der großen Programmauswahl selbst das Geeignete herauszusuchen. Nur in Gegenden, in denen nur zwei oder sogar nur ein Fernsehprogramm empfangen werden kann, ist die Lage für die Kinos weniger drückend. Aber das sind nur noch entlegene Berggebiete oder weite Prärien. Der Chef der RKO-Filmproduktion hat die Situation resigniert festgestellt: «Ein großer Teil des Publikums der mittleren und älteren Jahrgänge werden wir niemals mehr für die Kinos zurückgewinnen können, ausgenommen für einen seltenen, ganz hochwertigen Film.» Da das Fernsehen im Sommer sich aber noch auf Routine-

sendungen beschränkt, ist diese Zeit heute für die Kinos die beste Saison geworden.

Sollte das Fernsehen den gleichen Standard wie im Winter auch im Sommer einschalten, so würde das für die Filmleute eine Katastrophe bedeuten. Das «Wall-Street-Journal» hat festgestellt, daß die Produktionskosten (wie in allen andern Wirtschaftszweigen) auch beim Film enorm in die Höhe gegangen sind, während die Besucherzahlen von 90 Millionen vor einem Jahrzehnt auf 50 Millionen zurückgingen, trotzdem die Bevölkerung um etwa 30 Prozent zunahm. Ein weiterer Rückgang um etwa 10 Millionen würde sehr rasch einige bekannte Filmgesellschaften in Konkurs bringen, was von den Filmproduzenten offen zugegeben wird.

Die von ihnen ergriffenen Gegenmaßnahmen haben sich als wenig wirksam erwiesen. Versagt hat gegen das Fernsehen vor allem das erweiterte Bildformat, heiße es Cinemascope oder sonstwie. Es vermochte den Abstieg nicht aufzuhalten; der kleine David des Heimempfängers blieb Sieger gegen den Goliath der Breitleinwand. Mehr Erfolg haben die «Drive-in» Sommerkinos, die eine gewisse Sommerzunahme aufweisen. Man besucht sie im Auto, das nicht verlassen wird, nimmt sich einen kleinen Lautsprecher in den Wagen und sieht sich den Film auf einer Riesenleinwand vom Auto aus an. Dabei kann man ungestört essen, trinken, rauchen, den Hund oder die Katze bei sich behalten, oder bei einem schlechten Film sich über etwas anderes unterhalten, ein Buch lesen, ohne die Nachbarn zu stören. Eine Besucherschicht konnte auf diese Weise vergrößert werden: die ländliche Familie, die Farmer, die mit Kind und Kegel erscheinen, sowie die jüngste Generation. Voraussetzung ist allerdings eine weitgehende Automobilisierung der Bevölkerung. Immerhin gibt es auch heute nur etwa 4000 solch offener Kinos, so daß angesichts der Größe des Gebietes die Einbußen an städtischen Theatern in keiner Weise aufgewogen werden.

Den großen Produzenten ist jetzt nichts anderes mehr übriggeblieben, als mit der Reduktion ihres Personals zu beginnen, wobei vor allem die hochbezahlten Amtsinhaber mittleren und höheren Alters über die Klinge springen müssen. Viele Regisseure müssen jetzt wieder ohne Assistenten auskommen; ganze Trupps von Pressechefs und dergleichen wurden entlassen. Immer ungehemmter werden auch alte Filme an die Fernsehgesellschaften verkauft. Die Produktion erfolgt in zunehmendem Maße in eigenen Studios; das teure Herumreisen zwecks Aufnahmen in fremden Ländern hat ein Ende. Kleinere und unbedeutende Filme, die niemanden von den Fernsehapparaten fortlocken, auch alle B-Filme, werden von der Produktion ausgeschlossen. Die vorhandenen Mittel sollen in ausgearbeitete, ganz große Filmwerke gesteckt werden: «Krieg und Frieden», «Die 10 Gebote», «Moby Dick». Diese kosten zwar ein Vermögen, aber wenn sie einschlagen, bringen sie ein noch größeres. Und gegenüber solchen Filmen ist das Fernsehen, wie man glaubt, unterlegen, da sie auf dem kleinen Bildschirm in Schwarz und Weiß bei weitem nicht so eindrücklich kommen wie auf der Kinoleinwand.

Bereits denkt man an eine äußerste Maßnahme, aber so schamvoll, daß sie vorerst kaum geflüstert wird: in Zukunft nur noch Filme für das Fernsehen herzustellen; die Kinos könnten dann nur noch bereits ausgestrahlte zeigen. Offiziell wird dies noch streng abgelehnt. Aber an dem Tage, an dem in Europa am Fernsehen eine ähnlich reiche Programmauswahl vorhanden sein wird, wie heute in Amerika, wird sich das Problem mit Wucht stellen. Vielleicht wird der elektronische Film, der nach der Aufnahme die augenblickliche Vorführung gestattet, einige Erleichterung bringen, besonders für Aktualitäten. Aber sicher ist auch das nicht, und außerdem sind diese Vorführapparate noch sehr teuer.

Ein Geheimnis lüftet sich

ZS. Schon seit einiger Zeit war bekannt, daß Chaplin einen neuen Film drehte, «Der König in New York». Doch sowohl der Stoff wie die Besetzung wurden auf seine Anordnung streng geheimgehalten. Journalisten ließ er keine zu. Das Drehbuch hat er in der Einsamkeit seines Hauses in Vevey geschrieben und besonders auch die Trägerin der weiblichen Hauptrolle, Dawn Adams, vertraglich zu Stillschweigen verpflichtet. Acht Wochen hat diese teilweise im Londoner Studio Shepperton, teils im Freien, meist an jener Stelle im Westend bei Chaplin gearbeitet, wo er vor fünfzig Jahren in einem Variété als armer Clown seine Laufbahn begann.

Es versteht sich, daß Dawn Adams (im Privatleben Gattin des römischen Fürsten Massimo) von den Journalisten mit Fragen bestürmt wurde, nachdem Chaplin sie nicht vorgelassen hatte. Sie erfuhren aber auch von ihr nichts weiter über den Film. Dagegen äußerte sie sich bereitwillig über ihre Erfahrungen mit Chaplin. Sie hat ihn viel menschlicher gefunden, besonders auch bei der Arbeit, als man ihr erzählt hatte. Er habe sich manchmal geirrt, aber dies sofort zugegeben und sich korrigiert. Sich selbst kritisiere er sehr scharf, und es sei immer wieder vorgekommen, daß er große Teile des gedrehten Films nach kurzer Prüfung abgeschnitten und vernichtet habe, weil er sich darin ungenügend vorkam. Seine Hauptleidenschaft sei die absolute Perfektion einer Szene. Unzählige Male habe er einzelne Szenen wiederholt, bis er den Ton als richtig gefunden habe. Jede komische Szene drehe er in verschiedener Gestaltung, zuerst übertrieben, dann gegenteilig streng nüchtern, und hierauf nochmals mitten durch. Dann beginne die Feinarbeit der Einzelheiten, wobei jene Gestaltung als Grundlage gewählt werde, die ihm am besten passe. Meter für Meter werde jetzt nochmals sorgfältig gespielt. So werde monatlang gearbeitet, von morgens 8 Uhr bis abends halb 9 Uhr. Nichts interessiere ihn als die Arbeit. Reporter, die ihn wegen «Geheimnistuerie» angriffen, habe er gar nicht beachtet. Trotz seiner 67 Jahre zeige er eine große Vitalität; Dawn Adams behauptete, sie sei öfters am Abend müder gewesen als er.



Charlie Chaplin während der Aufnahmen zu seinem neuesten Film «Der König in New York» in London in der Hauptrolle.

Aus Andeutungen Chaplins, aus Geflüster von Leuten, die dabei waren, aus dieser oder jener Bemerkung ist auch das Bild des Films aus dem Dunst deutlicher hervorgetreten. Ausgangspunkt ist offenbar Chaplins Zwist mit den amerikanischen Behörden. Diese haben ihm bekanntlich 1952 anlässlich seines Wegzuges nach der Schweiz erklärt, er werde infolge angeblicher kommunistischer Sympathien nicht mehr ins Land gelassen werden, wenn er wirklich fortreise. In dem Film nimmt er Revanche an den Amerikanern dafür, jedoch keine satirische noch ideologische, sondern ausschließlich in komischer Form. Er bezeichnete selbst den Film als den komischsten von allen, die er gedreht habe. Ein scharmanter, heiterer König aus Europa wird gestürzt, weil er seinen Untertanen billige Atomenergie verschaffen wollte. Mit seiner Gemahlin fährt er nach Amerika, wo er zu Beginn herzlich aufgenommen wird. Er lernt hier eine junge Amerikanerin kennen, das typische junge Mädchen von heute. Er kann auch weitere Beziehungen anknüpfen, wobei er verschiedene Abenteuer erlebt und den Amerikanern selbst verdächtig wird. Der kleine König wird der subversiven Tätigkeit angeklagt, der Sympathien zum Kommunismus und muß New York wieder verlassen. Die Manie der Amerikaner, das Leben mancher Menschen aus politischen Gründen peinlich zu durchforschen, wird hier aufs Korn genommen.

Wann der neue Chaplin-Film herauskommen wird, ist noch unbestimmt, doch rechnet man spätestens auf Jahresende.

Erfolg des Gotthelf-Filmes in Deutschland

Die Evangelische Filmgilde hat «Uli, der Pächter» («Film und Radio» Nr. 1 und 2/1956), der in Deutschland unter dem Titel «... und ewig ruft die Heimat» läuft, zum besten Film des Monats Juni 1956 erklärt. In der Begründung wird ausgeführt, daß der Film angesichts der großen Zahl von kitschigen und schlecht gemachten «Heimatfilmen» ein schönes Beispiel dafür bilde, welche Kräfte wirklich in dem Thema «Heimat» stecken. Die Geschichte von der Schuld und der Reinigung des jungen Pächters Uli habe fast die Kraft eines biblischen Themas. Eines der Themata, welches zur Diskussion vorgeschlagen wird, lautet: «Der Begriff der Heimat als sentimentales Mißverständnis.»

Wie «Kirche und Film» weiter dazu berichtet, hat Liselotte Pulver an die Leitung der Berliner Filmfestspiele einen Brief gerichtet, worin sie bemerkt: «Was ich mir sehnsüchtig wünsche, ist, einmal unter deutscher Produktion einen Film zu drehen wie «Uli der Knecht» und «Uli, der Pächter». Aber wann wird sich dieser Wunsch erfüllen?» Anscheinend hat sie ihre Rolle im deutschen Film «Pirotschka» trotz der Auszeichnung in Berlin nicht befriedigt.